

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 59 (1992)

Artikel: Eine Landjägerfamilie auf dem Schloss
Autor: Laer-Uhlmann, Marion van
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1075953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor 85 Jahren

Eine Landjägerfamilie auf dem Schloss

Marion van Laer-Uhlmann

Rudolf von Gunten (1862–1938) war als junger Bursche in Neuenburg in einem Bierdepot tätig und lieferte regelmässig mit seinem Pferdefuhrwerk Bier in Gaststätten und Privathäuser. Dabei lernte er *Marie Kernen* (1861–1938) kennen, die ihre Jugend in Spiezwiler verbrachte. Sie war in einer Neuenburger Arztfamilie von sieben Personen als Köchin tätig. Um eine Ehe eingehen zu können, wollte Rudolf vorerst einen Beruf erlernen, um zu einer sichern Existenz zu kommen. In Bern absolvierte er eine Landjäger-Rekrutenschule. Anschliessend wurde er im Berner Jura als Grenzwächter eingesetzt. Das ermöglichte den beiden, sich 1889 zu vermählen. Sein Beruf war nicht ungefährlich. Er war dabei, als an der Grenze im Gebiet von Lucelle (Lützel) einer seiner Kollegen durch Schmuggler erstochen wurde. Da sich die Familie fast alljährlich um ein Kind vergrösserte, bewarb er sich um einen weniger exponierten Posten. Er wurde nach Gsteig / Saanen versetzt. Aber auch dort lauerten erhebliche Gefahren auf ihn, denn das Wildern war des Berglers Lust und Freude. Manches «rencontre» focht er mit Wilddieben aus. So ertappte er einmal zwei einheimische Frevler, als sie eben zwei Genssen erlegt hatten. Die beiden Gesellen und er wurden dann zum Statthalter nach Zweisimmen zitiert. Hernach wurde er öfter mit Drohbriefen bedrängt. Als vorzüglicher Berggänger war er ab und zu mit Dorfpfarrer *Jungen* unterwegs auf Touren. Zusammen bestiegen sie u. a. 1895 das Oldenhorn, 3226 Meter.

Bereits waren sechs Kinder da. Es lag den Eltern sehr daran, dass sie eine gute Schulbildung geniessen konnten. So erwirkte der sorgende Vater, dass er nach Koppigen versetzt wurde, von wo die renommierten Schulen Burgdorfs gut erreichbar waren.

Sein Monatslohn betrug nun 120 Franken mit freier Wohnung. Dazu erhielt er alljährlich vom Staat eine neue Hose. Die Mutter, eine vorzügliche Schneiderin, nähte aus der alten Hose jeweils eine neue für

den ältesten Buben *Robert*, die sich bis zum völligen Verschleiss auf die jüngern Brüder vererbte. Um dem kärglichen Lohn nachzuhelfen, wurde ein grosser «Pflanzplätz» mit Kartoffeln und Gemüse bebaut. Die Kinder hatten nach ihren Möglichkeiten dabei mitzuhelfen. Daneben waren sie bei umliegenden Bauern auf dem Feld, beim Heuen, beim Kartoffelauflesen oder andern leichtern Arbeiten im Einsatz, und ihr «Löhnli» bestand meist aus Mahlzeiten oder Naturalien wie Brot, Milch, Kartoffeln und Obst. Wenn auf dem Bauernhof «Metzgete» war, reichte es gar zu einer «chüschtigen» Bauernbratwurst. Nach der Getreideernte lasen sie eifrig Ähren auf und bekamen dann vom Müller bis zu 30 Kilogramm Mehl dafür, ein willkommener Zustupf für Mutters Küche! Die Mädchen machten sich bei Bäuerinnen nützlich mit dem Hüten ihrer Kinder oder Mithelfen in der Küche. Als Entgelt konnten sie mit an den gedeckten Tisch sitzen. Beim Kegelstellen verdienten sich die Buben auch manchen Batzen, den sie jeweils getreulich der Mutter nach Hause brachten, denn Bargeld war besonders willkommen. Trotz Mutters vorzüglichem Einteilen war oft Schmalhans Küchenmeister. Im Sommer liefen die Kinder barfuss, und im Winter sorgten Holzböden für trockene Füsse. Der geschickte Vater konnte sie selber sohlen oder flicken. Grosse Sorgen brachte die schwere Lungenentzündung des Vaters. Er wurde zur Erholung für drei Monate an den Blausee versetzt; Ferien kannte man damals noch nicht. Ein junger Kollege vertrat ihn während dieser Zeit.

Neben den üblichen Obliegenheiten eines Landjägers hatte von Gunten auch die Papiere der vielen durchziehenden Wanderburschen – vorwiegend aus dem deutschen Raum stammend – zu kontrollieren. Besonders interessant war es, wenn Zigeuner am nahen Waldrand lagerten, die kaputte Pfannen und Geschirr flickten und Messerklingen scharf schliffen. Doch sie durften nur kurz auf ihrer Durchreise verweilen; ihr Aufenthalt im Kanton Bern war verboten. Zusammen mit dem Bannwart wurden sie ständig überwacht; dann wurde der abziehende Tross bis zur Solothurner Kantonsgrenze eskortiert.

Vater von Gunten besass damals eine Kostbarkeit, ein Velo, denn sein Arbeitsrevier war ausgedehnt und weitläufig. Es bedeutete den Kindern grösste Freude und Auszeichnung, wenn sie, abwechslungsweise auf der Lenkstange sitzend, mitgenommen wurden! Herrlich war es beim Viehhüten, in der Glut eines Feuers Kartoffeln und Äpfel zu schmoren! In der nahen Lehmgrube der Tonwarenfabrik in Ersigen

holten sich die Buben den «Lätt» und bauten sich damit eine Feuerstelle. Erkrankte eines der Kinder an «Spitzen Blattern», Masern oder «Ohrenmüggeli» (Mumps), lagen innerhalb von wenigen Tagen allesamt krank im Bett! Mutter war sehr energisch, sorgte für Disziplin und Ordnung. Wenn eines der Kinder wegen einer Dummheit von ihr Prügel verabreicht erhielt, war dies noch lange zu spüren!

Der Familie wohlgesinnt war Notar *Affolter* in Koppigen. Oft erhielt ein jedes der Kinder einen Zwanziger von ihm. Später, als *Walter* für sein Studium am Technikum Geld aufnehmen musste, anerbote er sich ihm als Bürge. Erwähnen wir noch, dass die Mutter fast ständig an offenen Beinen litt und diese daher immer einbinden musste. Dies wohl eine Folge der vielen Schwangerschaften.

Das Leben der Familie veränderte sich gänzlich, als von Gunten die vakante Stelle als Gefangenewärter im Schloss Burgdorf 1904 zugeteilt wurde. Die Wohnverhältnisse waren eng und prekär. Die Wohnung bestand aus einem grossen Schlafzimmer, wo acht der Kinder in drei Betten schliefen. Im geräumigen Wohnzimmer stand das Bett der Eltern, im Esszimmer horsteten im grossen Familienbett die andern vier Kinder. Die Küche hatte über dem Holzherd einen grossen Rauchfang, wo nach dem Schlachten des selber gemästeten Schweins Laffli, Speck und Würste geräuchert wurden. Die Wäsche wurde draussen im Hof inklusive derjenigen der Gefangenen gewaschen und konnte im Wehrgang zum Trocknen aufgehängt werden.

Der Umzug nach Burgdorf brachte eine verantwortungsvolle Mehrbelastung speziell für die Mutter. Sie hatte auch für die Gefangenen zu kochen, und daneben waren noch alle Büros im Schloss zu reinigen. Die nun schon grösseren Kinder hatten ihr dabei tüchtig mitzuhelfen. Das Schloss mit seinen vielen geheimnisvollen Ecken wurde zum Eldorado der Buben! Fusseisen und Kette in der ältesten Zelle waren für sie eine Attraktion und erregten ihre Phantasie.

Ebenfalls im Schloss wohnten Statthalter *Ramseiers* mit ihren vier Mädchen. Die Kinderschar verstand sich ausgezeichnet, doch zum gemeinsamen Spiel blieb nicht viel Zeit. Bereits waren alle sieben Buben stolze Kadetten! Oft war am Abend *Dr. med. Max Fankhauser* vom Grosshaus, Burgdorfs Initiator des Rittersaalvereins (Schlossmuseum), am Ordnen von alten Gegenständen. Bei Petrollampenlicht durften ihm die grösseren Kinder von Gunten behilflich sein und verdienten damit manchen willkommenen Batzen. Im Schlossgraben gru-



Familie von Gunten 1906 (Foto: Bechstein).



Familie von Gunten 1916 (Foto: Bechstein).

ben sie für ihn nach alten Ziegeln, Kacheln und andern Gegenständen. Erstere hatten jeweils den Stempel des Brenners eingebrannt. Dr. Fankhauser versah sie mit Etiketten, auf welchen Datum und Fundort peinlich genau vermerkt wurden; aber sie wurden auch mit dem Namen der Finder versehen: «Geschenk der Brüder von Gunten». Mit Stolz übergaben sie ihm einmal eine alte Ofenplatte, wohl ihren kostbarsten Fund. Darauf war das Bild einer biblischen Gestalt, eines bärtigen Mannes in wallendem Gewand, Harfe spielend, eingebrannt.

Zu den «Kerker Gästen» gehörten oft Burschen, die einen Militärarrest abzusitzen hatten, aber auch Schelme, Vagabunden und Bettler. In Einzelhaft, meist Schnapser, erhielten sie nur Wasser und Brot. Dabei litten die Säufer oft unter Entzugserscheinungen. Tobsuchtsanfälle und zerschlagene Tische, Stühle und Lagerstatt waren an der Tagesordnung. Manchmal war der Anfall so schlimm, dass der Gefängnisarzt gerufen wurde, um Abhilfe zu schaffen.

Oftmals im Spätherbst wurde von den Gaunern extra gestohlen, um so den kalten Winter über am Trockenen leben zu können. Es waren fast immer die gleichen vier: *Aebi Fritz*, *Burkhard Godi*, *Borle Güstu* und *Wittwer Hans*. Aebi und Borle nächtigten aber auch ab und zu im Siechenhaus, wo sie angeblich einen unterirdischen Gang zur Siechenkapelle, verschlossen durch eine Steinplatte, entdeckt haben sollen. Sie hätten dann im alten Kirchlein den Altarschmuck geklaut, was ihnen eine Zuchthausstrafe auf dem Thorberg eingebracht haben soll. Hans Wittwer fand später eine Anstellung in der Landmaschinenfabrik Aebi in Burgdorf und wurde ein ausgezeichnete Mechaniker.

Hier eine Episode aus Mutter von Guntens bewegtem Leben: In Heimiswil lebte ein Waldarbeiter, der *Gerber Fritz*. Er geriet mit einem Knecht in Streit, der ihm nichts aus seiner Schnapsflasche geben wollte. Gerber hatte immer sein Gewehr bei sich, um etwa ein Häslein zu wildern. Kurzerhand erschoss er den Knecht. Zwölf Landjäger mit ihren Hunden fahndeten nach dem Flüchtigen. Am dritten Tag kam ein altes «Männli» im Sonntagshalbleinen in Begleitung des Gesuchten aufs Schloss und meldete sich bei ihr: «I bringe hie dr Gärber Fritz, er het mi bätte, mit ihm uf ds Schloss zcho.» In der Wohnstube hiess sie den Fritz, die Taschen zu leeren, was er willig tat; Patronen waren auch noch dabei. Dann tastete sie ihn ab und sagte: «So chömet.» Mit dem Schlüsselbund führte sie ihn in eine Einzelzelle. Den angebotenen Kaffee lehnte das «Chuder-Manndli» ab, er habe mit Fritz grad noch

ein Bier im Bierhaus getrunken, wohl das letzte für lange Zeit! Mutter von Gunten notierte seine Adresse und meldete alles dem Statthalter, der den Grossalarm sogleich abblies. Gleichentags noch erschien ein Zeitungsmann bei ihr und «quetschte» sie aus, um sie dann in der Presse als Heldin zu feiern! Nebenbei erwähnte der Reporter auch die grosse Kinderschar und würdigte ihre vielseitige Arbeit gebührend.

Noch ein weiteres Ereignis: An einem Sonntagmorgen gab es Grossalarm. Im Mühlebach an der Bahnhofstrasse zog ein Arbeiter der Mühle Luder ein elfjähriges Mädchen tot aus dem Rechen. Es war seit Samstagabend vermisst worden. Die Spezialisten der kantonalen Mordkommission stellten fest, dass das Kind vergewaltigt worden war und der Täter dann dem Mädchen den Kopf vom Rumpf getrennt hatte. Vater von Gunten in Zivil, begleitet von seinem abgerichteten Wolfshund Nelly, schlenderte durch das Bahnhofquartier, die grausige Tat wieder und wieder überdenkend. Bei der Metzgerei gegenüber dem «Guggi» (Hotel Guggisberg) sah er den jungen Besitzer die Keller-treppe fegen. Dies kam ihm verdächtig vor. Der Metzger erwähnte, er habe gestern abend noch spät ein Kalb schlachten müssen. Man wüsste aber, dass die letzte Spur des Kindes zum Metzger führte, wo es hätte Fleisch holen sollen. Von Gunten meldete seinen Verdacht sofort bei Statthalter Ramseyer, welcher ihn mit einem zweiten Landjäger zur Verhaftung des Verdächtigten beorderte. Etwa ein Jahr zuvor hatte sich in Solothurn ein analoger Mordfall ereignet, der auch H. angelastet wurde, da er gleichentags sich dort aufhielt. Trotz Leugnen wurde er lebenslänglich verurteilt. Auf dem Thorberg konnte er am Webstuhl arbeiten, und nach 18 Jahren Zuchthaus starb er in Bern in der Insel an Wassersucht.

Um die Kindsmörderinnen im Gefängnis war Mutter von Gunten besonders besorgt, denn es waren meist arme Dienstmägde oder Fabrikarbeiterinnen, die von einem Unhold – trotz Heiratsversprechen – im Stich gelassen wurden. Sie konnten ihr dann beim Kochen und Büroreinigen helfen.

Schon im ersten Jahr auf dem Schloss flickte Vater von Gunten den vorhandenen Stall. Auf der Bank erhielt er auf einen Schuldschein 500 Franken und kaufte damit eine Kuh. Zu ihrer Gesellschaft erstand er noch eine Saanenziege. Mutter war die Melkerin. Das Futter, Gras und Heu, kam von der grossen Schlossmatte unterhalb Pestalozzis Gartenhäuschen, die wohlfeil gepachtet werden konnte. Dazu wurden

alljährlich zwei Schweine gemästet, eines davon war für die Selbstversorgung, das andere wurde verkauft. Ein umfangreicher Pflanzplatz wurde bewirtschaftet; die Selbstversorgung war damit gesichert. Dem Vater blieb wenig freie Zeit. Fröhlich morgens besorgte er zusammen mit einem der Buben die Reinigung der Zellen. Es folgte der Dienst als Wachordonnanz beim Statthalter oder dem Richteramt. Nachmittags waren Sträflinge zum Richter zu führen, oder er hatte bei den Assisen zur Verfügung zu stehen. Dann konnte er für «Bruni» und die Ziege grasen und die Stallarbeiten besorgen. Oft erfreute er abends die Kinder mit gutem Mundharmonikaspiel. Zu Mutters Kummer besuchte er öfters die Wirtschaften in der Oberstadt. Doch mit ihrer Entlohnung für Büroreinigung und Kochen für die Gefangenen konnte sie immer wieder das Haushaltbudget aufbessern und sogar die Schuld für «Bruni» abbezahlen. Für jeden verköstigten Gefangenen erhielt sie ein bescheidenes Kostgeld. Im Winter schleppten die Buben die «Wedelen» und die Scheiter zu den vielen Öfen, was ebenfalls einen Zustupf erbrachte.

Ein grosser, kräftiger Kater war der besondere Liebling der Mädchen. Oft zogen sie ihm Bäckleider an und setzten ihn in den Bäbiwagen, um dann mit ihm im Schlosshof herumzuspazieren. Daneben aber war er ein ausgezeichneter Jäger und sorgte dafür, dass Ratten und Mäuse nicht überhandnahmen.

Eines Tages brachte Vater von Gunten einen zwei Monate alten Schäferhund nach Hause. Alle, mit Ausnahme der sonst schon genug geplagten Mutter, waren von «Bella» begeistert. *Rudolf* beschäftigte sich hauptsächlich mit seiner Dressur. Rasch lernte Bella das Spurensuchen und Apportieren. Der Bub konnte sein Wissen einem Dressurbuch entnehmen.

Jede zweite Nacht war Vater unterwegs auf Nachtwache im Städtchen, begleitet von Bella. Als sie eineinhalb Jahre alt war, erhielt sie den ersten Preis bei einer Dressurprüfung in Langenthal. Zum Leidwesen der Kinder verkaufte Vater sie nach Thorberg. Es folgte «Harras», der auch wieder als Wachhund abgerichtet wurde. Er fand einen Käufer, welcher ihn nach den USA mitnahm. «Nelly», der letzte Vierbeiner, war ebenfalls ein ausgezeichneter Diensthund. Während des Krieges von 1914 bis 1918 musste er wegen Fleischmangel erschossen werden, zum grossen Leidwesen der Kinder. Sein Fell liess man gerben; es gehört nun Cläri Bandi-von Gunten.

Später durften jeweils zwei Kinder zu Tante und Onkel *Rosette* und *Adolf Barth-von Gunten* auf die Schwarzenegg in die Ferien. Er holte sie am Bahnhof Thun mit seinem «Brügiwägeli» ab. Auf Geheiss der Tante mussten sie dann in die «Heiti», man würde sie der Mutter schicken. Doch dem war nicht so, die Tante ging damit nach Thun auf den Markt, wo sie die Beeren verkaufte, welche Enttäuschung!

1909 ging die Amtszeit als Gefangenewart zu Ende. Von Gunten wurde nun als Landjäger beschäftigt, musste aber aus der Schlosswohnung ausziehen und fand ein Logis in der Nähe der Emme. So erlebte die Familie hautnah die Emmengrösse von 1912 und sah den Einsturz der Waldeggbrücke. Militär aus Bern kam der Feuerwehr zu Hilfe bei der Verbauung des Ufers.

Die Familie wohnte später in der Nähe der Gärtnerei Herrmann. *Paul Herrmann* und «*Phöns*» (Alphonse) hatten den gleichen Jahrgang. Phöns durfte in seiner Freizeit in der Gärtnerei arbeiten. Als Lohn gab es für ihn ein gutes Zvieri, und beim Kränze- oder Blumenaustragen erhielt er oft ein Trinkgeld, das der Mutter immer willkommen war. Später erhielt Phöns wöchentlich 10 Franken, die er regelmässig nach Hause brachte. Die andern Brüder nahmen Wochenplätze an, halfen beim Verdienen wacker mit, u. a. durch Vertragen von Brot oder Bringen von Weggli ins Gym und ins Tech.

Am Vorabend der Solennität gab es für Mutter viel Arbeit. Die weissen Röcklein für die fünf Mädchen waren längst bereit, aber alle brauchten für den Morgenumzug einen Blumenstrauss, und auch die Blumenbögen schmückte sie selber. Am Mittag gaben die zehn noch schulpflichtigen Kinder ihren Solätte-Batzen der Mutter ab, doch ein jedes durfte etwas davon behalten. Die Buben – alle wurden Kadetten – spielten mit Begeisterung mit bei den Kämpfen gegen die Freischärler. Als «Indianer» führten die Freischärler Kriegstänze beim Gerechtigkeitsbrunnen am Kronenplatz, beim Scharfenecken und vor dem «Guggi» auf.

Die Eltern wollten, dass ein jedes der Kinder eine Lehre absolviere. *Phöns*, *Robert* und *Rudolf* schlossen kaufmännische Lehren ab, alle drei im Welschland.

Als Mutter von Gunten das zwölfte Kind erwartete, äusserte sie sich: «I ha elfi gha, also näh mir ou ds zwölfte a!»

Mutter von Gunten erzählte einmal der Chronistin, dass ein jedes Kind abends seine Kleider ordentlich auf einen Stuhl zu legen hatte. All-

abendlich schaute sie die Kleiderhäuflein durch und besserte aus, wo es nötig war.

Inzwischen waren die Kinder herangewachsen. *Robert* (1890–1977), der älteste, befand sich im Bahndienst zur Ausbildung. Später war er Bahnhofsvorstand in Biberist. Es folgte *Walter* (1891–1972), der Architekt wurde. *Rudolf* (1893–1954), ebenfalls Bahnhofsvorstand, war in Brenzikofen stationiert. *Helene* (1894–1921) verdiente ihr Brot als Ladentochter in Burgdorf. Eine Tuberkulose setzte ihrem Leben früh ein Ende. *Werner* (1895–1964) hatte eine vorzügliche Anstellung in Langnau als Betriebsmechaniker. *Alphonse* (1896–1980) wurde städtischer Beamter in Bern. *Mina* (1897–1921) liess sich zur Damenschneiderin ausbilden und starb ebenfalls an Tuberkulose. *Hedwig* (1899–1984) wurde Verkäuferin, heiratete dann *Ernst Ledermann*, Beamter in der Insel Bern. *Frieda* (1900–1990) arbeitete einige Jahre in Bern im Tea-Room Tschirren an der Kramgasse, dann auf dem Büro der Swiss Knitting in Zollikofen, dann Verheiratung mit *Oscar Uhlmann*, Kaufmann in Burgdorf. *Hans* (1901–1975) übte den Spenglerberuf in Bern aus. *Otto* (1903–1985), Arquitecto K.T.B., SIKAS R.L., lebte in Buenos Aires, war über Jahre als Architekt auf dem internationalen Flughafen der Grossstadt in leitender Stellung tätig. *Klara*, geboren 1905, verheiratet mit *Werner Bandi*, war Auslandskorrespondentin in der Firma Roth & Co. AG, Käseexport, Burgdorf, von 1927 bis 1957.

Es ist bewundernswert, wie das Dutzend Kinder, meist aus eigener Kraft, sich zu tüchtigen, geschätzten Berufsleuten emporarbeitete. Ein ausgeprägter Familiensinn liess sie in guten und schweren Tagen immer zusammenhalten.

In ihren letzten Lebensjahren wohnten die Eltern von Gunten an der Scheunenstrasse im sogenannten «Bircherhaus», ursprünglich Stadtschreiber Bircher gehörend.

Das Chalet Schafroth in Burgdorf

Maya Brändli

In den Jahren 1872/73 wird an der Kirchbergstrasse 10 in Burgdorf vom Architekten Robert Roller dem Jüngeren, einem der drei damals für Burgdorf tätigen Stadtarchitekten, eine hölzerne Herrschaftsvilla in Chaletform erbaut. Den Auftrag erhält R. Roller vom Textilfabrikanten Johannes Schafroth.

Seit 1991 steht diese Herrschaftsvilla als «Haus von Burgdorf» am Eingang des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg.

Kurze Firmen- und Familiengeschichte

Johannes Schafroth, ältester Sohn einer Wirtefamilie im Emmental (Rüegsau), beginnt seine Karriere als Handelsmann bei der Firma Wälchli & Schafroth in Burgdorf, wo er Stoffe und Kurzwaren vertreibt. 1857 macht er sich selbständig und gründet zusammen mit dem Regierungsstatthalter Johann Hubler die Kunstwollefabrik Hubler & Schafroth an der Kirchbergstrasse in Burgdorf.

Als «Kunstwolle» – eigentlich ein irreführender Ausdruck, welcher korrekterweise durch «Reisswolle» ersetzt werden sollte, sich aber im Zusammenhang mit der Schafrothschen Produktion eingebürgert hat – bezeichnet man aus Lumpen und getragenen Kleidern wiedergewonnene Fasern, aus denen billige Tuche und Decken hergestellt werden. Die Fabrik des Johannes Schafroth (der Geschäftspartner Hubler hat sich 1883 zurückgezogen) – vom allgemeinen Aufschwung der schweizerischen Textilindustrie getragen – gedeiht rasch zu einem gut funktionierenden Unternehmen, dessen Produkte in beinahe ganz Europa vertrieben werden. In dezentralisierten Kleinbetrieben werden die Lumpen und Kleider vorsortiert, gerissen, um später in der Fabrik in Burgdorf und einer Zweigstelle in Aefligen verarbeitet zu werden. Der

Betrieb wird 1865 durch eine Spinnerei, 1871 durch eine Wäscherei und Färberei erweitert, später folgen – analog den englischen Vorbildern – ein eigenes Gaswerk und eine der ersten Dynamoanlagen der Schweiz. Als Johannes 1893 stirbt, übernimmt sein Sohn Max Friedrich die florierende Fabrik. Dank Importbeschränkungen und grosser Aufträge, u. a. für die Armee, erlebt die Kunstwollefabrik der Schafroth während des Ersten Weltkrieges nochmals eine Blütezeit, die sich aber sofort nach Ende des Krieges in eine durch hohe Kriegsgewinnsteuern und wiedereinsetzende Konkurrenz verursachte Baisse verwandelt, von der sich die Fabrik letztlich nie mehr erholt hat.

1922 wird die Fabrik in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und 1924 die Reisswolleherstellung zugunsten eines neuen Fabrikationszweiges – der Herstellung von Woldecken – aufgegeben. Nach dem Tode Max Friedrichs im Jahre 1931 sind grosse Teile der Schafrothschen Fabrik bereits verkauft und abgerissen. Sein Sohn Max übernimmt die Firma nicht, sondern geht als Militärbeamter nach Bern.

Das Chalet Schafroth

Zur gleichen Zeit, als Johannes Schafroth 1871 seine Fabrik um eine Färberei und Wäscherei vergrössert, erteilt er R. Roller den Auftrag, neben der Fabrik – in gebührendem Abstand – eine Herrschaftsvilla zu entwerfen. Sie soll nicht nur genügend Platz für alle Familienangehörigen gewährleisten, sondern auch die repräsentativen Ansprüche des Bauherrn zum Ausdruck bringen.

Im westlichen Teil des grossen Fabrikareals, inmitten einer eindrücklichen, wunderschönen Parkanlage, umgeben von Gemüse- und Obstgärten, Fischteichen, Stallungen und Weiden, wird das Chalet errichtet und dient der Familie Schafroth drei Generationen lang als Wohnhaus. Für die in einem typisch grossbürgerlichen Milieu des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufwachsenden Kinder bildet das Chalet das Zentrum einer eigenen, abgeschlossenen, fast autarken Welt, deren Grenzen identisch sind mit denjenigen des Fabrikareals.

Nur langsam dringen die ausserhalb dieser abgeschirmten Welt stattfindenden Entwicklungen – Industrialisierung, zunehmende Technisierung und soziale Veränderungen – durch das Fabriktor bis zum Chalet und seinen Bewohnern durch. Vorerst finden sie im östlichen



Marie Schafroth-Favre
von Genf, 1874.



Johannes Schafroth-Favre
(1866 Bürger von Burgdorf), 1878.



Anna Schafroth-Lüdi,
von Kirchberg, 1895.



Max Schafroth-Lüdi,
1907.

Teil des Schafrothschen Grundstückes – in der Fabrik –, danach auch im Haus ihren äusserlichen Niederschlag.

1908 lässt Max Friedrich das Wohnhaus modernisieren und vergrössern, d. h. es wird um ein halbes Stockwerk erhöht und erhält anstelle der Kachelöfen eine Zentralheizung.

Unangenehmer und gravierender sind die Veränderungen, die sich jenseits der das Fabrik- und Wohngelände schützenden Mauern anbahnen. Einst in ländlicher Umgebung ausserhalb der Burgdorfer Stadtmauern liegend, wird das Areal immer mehr von der expandierenden Stadt umwachsen, eingeengt und verliert nach und nach an Grösse. Bereits vor der langsamen Auflösung der Fabrik nach der Baisse der 20er Jahre fordern der Bau des Bahnhofs, die Vergrösserung der Strassen und neuer Wohnungsbau ihre Tribute, auch vom Gelände der Schafroth.

Als das Fabrikationsgelände bis zum Tode Max Friedrichs weitgehend verkauft und der grösste Teil der Fabrikationsgebäude abgerissen worden ist, bleibt nur noch das Chalet übrig, symbolhaftes Relikt inmitten seines herrschaftlichen Parks, zwar seit 1937 nicht mehr im Besitz, aber noch bis 1949 bewohnt von der Witwe Anna Schafroth-Lüdi und ihren Kindern.

Nach dem Tode der Anna Schafroth-Lüdi 1949 wird das von der Einwohnergemeinde Burgdorf als Abbruchobjekt erstandene Chalet interimsmässig für Sozialwohnungen zur Verfügung gestellt, da über die weitere Verwendung des Grundstückes keine festen Pläne bestehen. Als das herrschaftliche Chalet 1977 – eher versehentlich als absichtlich – ins Blickfeld der Denkmalpflege gerückt und dessen historischer Wert festgestellt wird, ist es seiner ursprünglichen Umgebung, inzwischen auch des Parkes, restlos beraubt. Es steht als einsamer Zeuge einer vergangenen Zeit eingeklemmt und verkehrsumbraust an einer Strassenkreuzung zwischen neuen Wohnsiedlungen: ein Anachronismus – für viele Leute eher ein Ärgernis als ein schützenswertes Kunstdenkmal.

Durch den Entschluss der Denkmalpflege, das Chalet als schützenswerten Bau der Nachwelt zu erhalten, entbrennt um das nun rund 100 Jahre alte Haus eine öffentliche Diskussion. Das Erscheinungsbild der hölzernen Villa ist längst alles andere als herrschaftlich. Die elektrischen und sanitären Installationen sind u. a. dermassen überaltert, dass den damaligen Mietern – zu ihrem Schutz – gekündigt werden

muss. Das Chalet bedarf offensichtlich einer Sanierung, und in Anerkennung dieser Tatsache beginnt eine zehn Jahre dauernde Auseinandersetzung über das zukünftige Schicksal des Gebäudes. Viel guter Wille scheitert am Geldmangel, denn sowohl eine Restauration als auch eine Versetzung sprengen immer wieder die pekuniären Möglichkeiten interessierter Personen und Institutionen.

Grosses Aufsehen erregen sowohl Franz Weber, der eine Versetzung des Chalets neben das Grandhotel Giessbach ob dem Brienzersee verspricht, als auch Bernhard Luginbühl, der sich für eine Erhaltung an Ort engagiert. In der Zwischenzeit verlottert das Chalet zusehends, alle Ideen und Lösungsvorschläge erweisen sich als Luftschlösser.

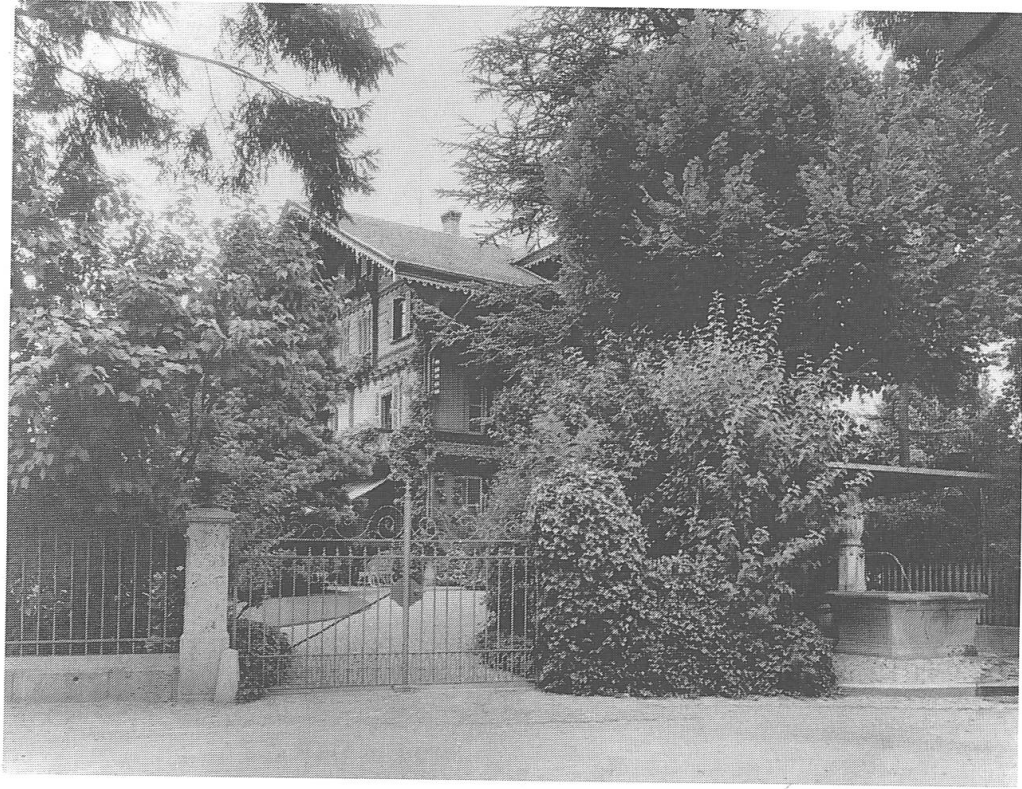
Das Haus muss vor Vandalismus und Diebstählen geschützt werden und entwickelt sich zu einer immer grösser werdenden Belastung für die Finanzen und Nerven der Burgdorfer.

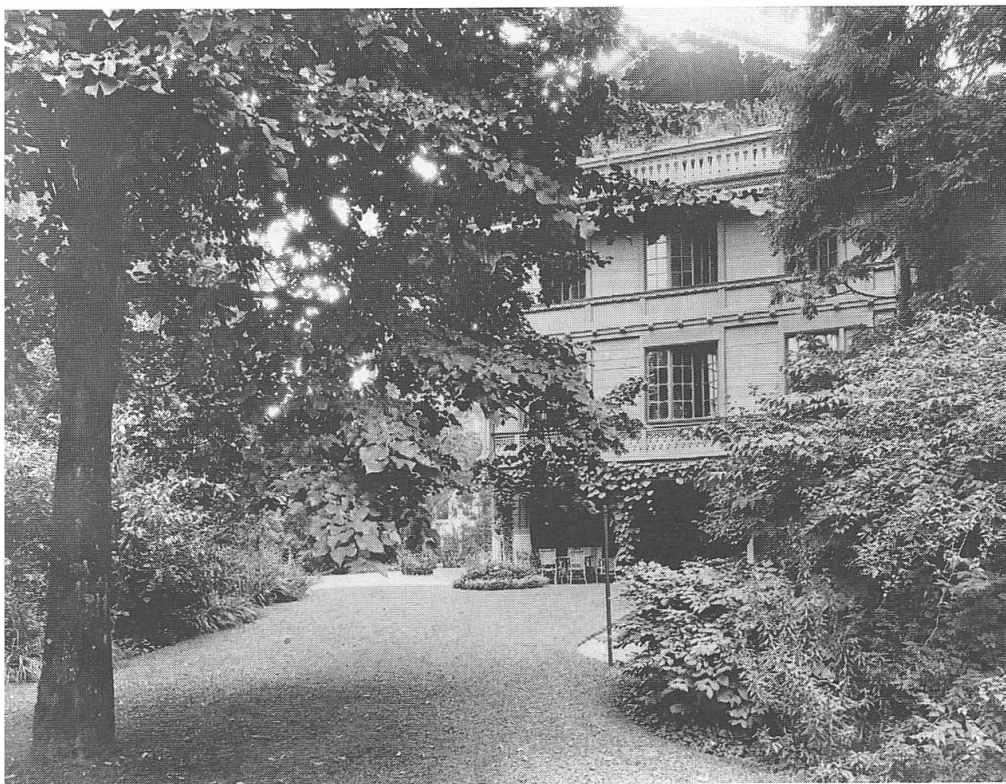
1987 schliesslich anbietet sich das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg, das inzwischen auch in den Medien diskutierte und über den lokalen Raum hinaus berühmt-berüchtigt gewordene Chalet Schafroth als «Haus von Burgdorf» in seinen Bestand aufzunehmen. 1989 beginnt die Demontage, und im März 1991 wird das am Eingang des Freilichtmuseums als Verwaltungsgebäude wiedererrichtete Chalet eingeweiht. So paradox es scheint: gerade der Kauf auf Abbruch, die Zwischennutzung als Sozialwohnungen und der anschliessende Unwille zu grösseren Investitionen haben dem Haus seinen Zeugnischarakter erhalten. Unberührt von jeglichen Renovationen hat das Chalet seinen – wenn auch sehr verlotterten – Urzustand von 1871 bzw. 1908 bewahrt.

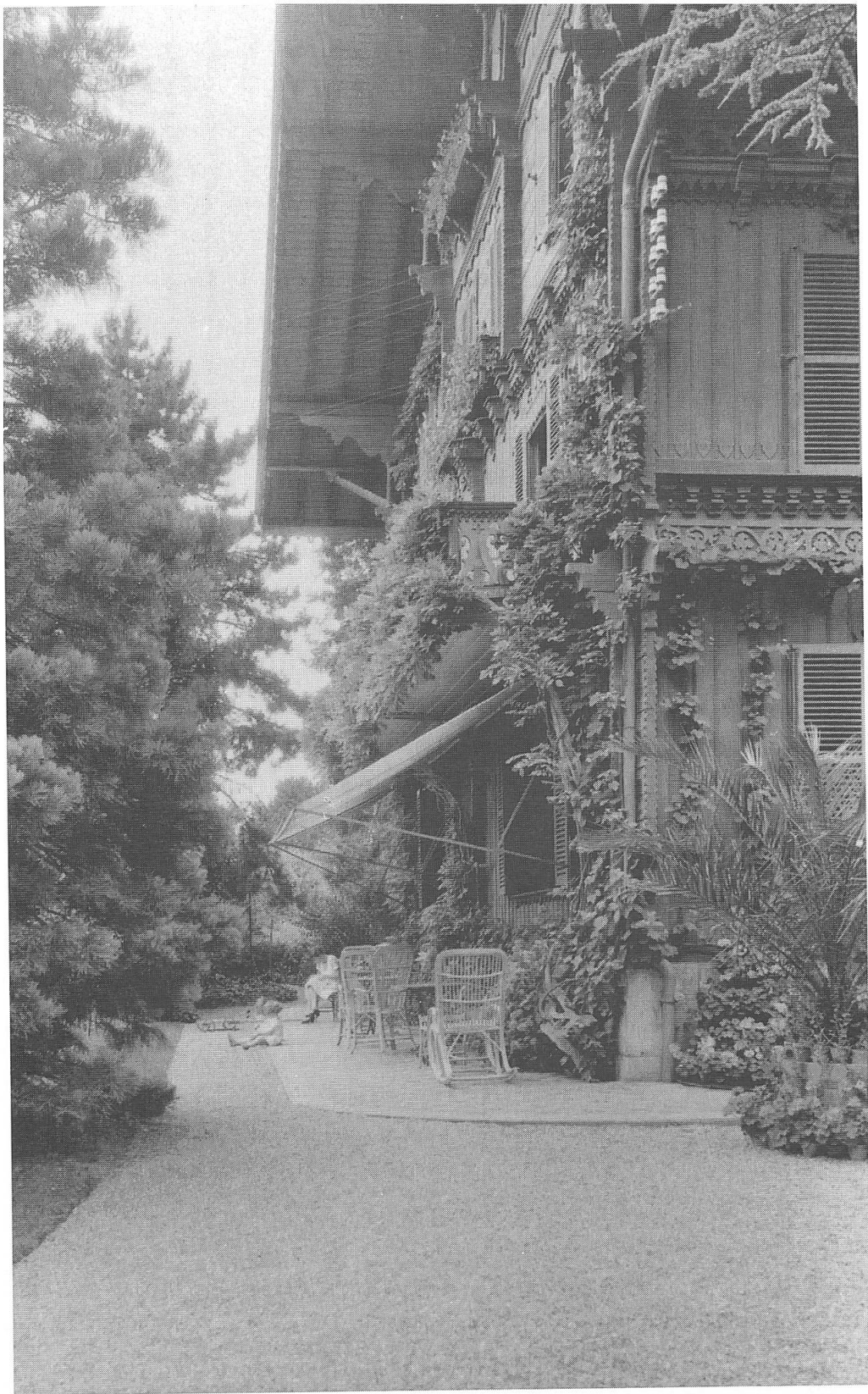
In Burgdorf, an der Kirchbergstrasse 10, wird das nun endlich freie Gelände vorerst für einen provisorischen Velounterstand benutzt. Die Diskussionen über die weitere «sinnvolle» Nutzung des Bauplatzes, dessen bestechende Attraktivität weniger in seiner Umgebung als vielmehr im hohen Bodenpreis zu suchen ist, sind noch nicht abgeschlossen.

Die Bauernromantik wird salonfähig

Der Wert des Chalets Schafroth als schützenswertes Bau- bzw. Kunstdenkmal liegt zweifelsohne in seinem äusseren Erscheinungsbild: eine Herrschaftsvilla in Chaletform.







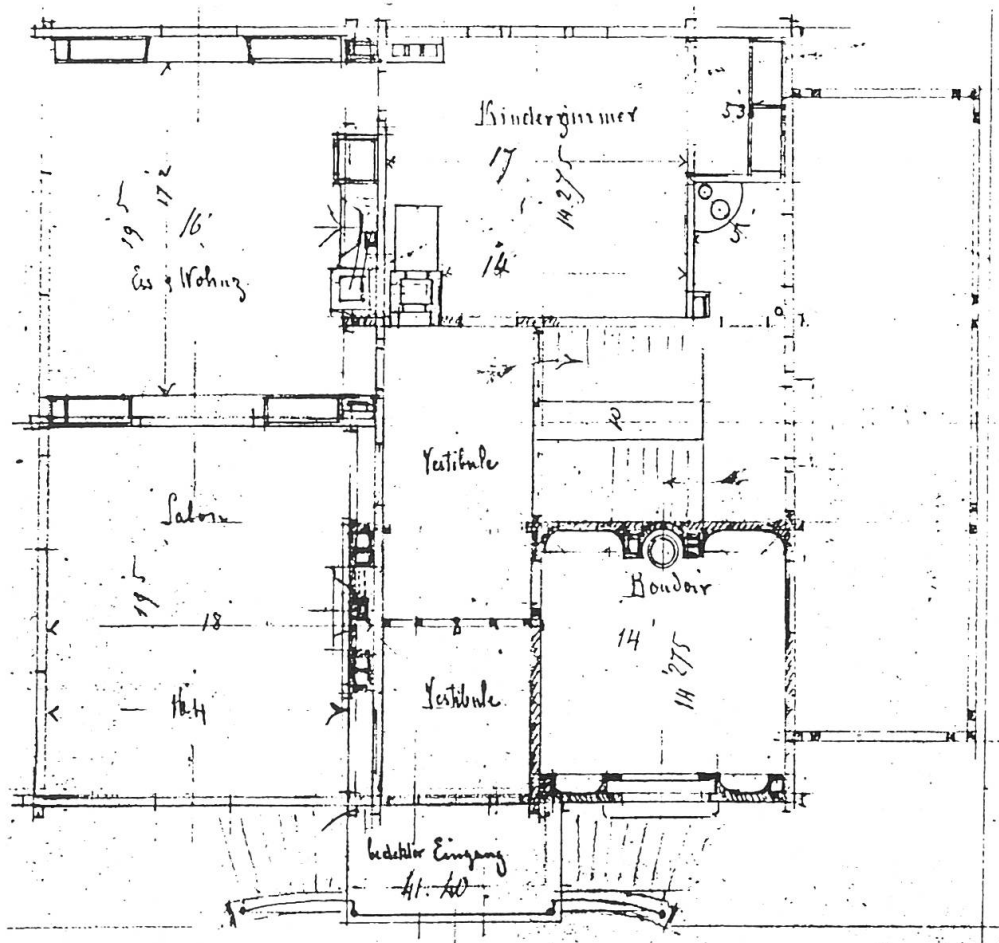


Weniger offensichtlich – deswegen aber keineswegs weniger eindrucklich – sind die Einbettung des Hauses in und seine Ausprägung durch die Epoche seiner Entstehung. Erst durch Anhaltspunkte aus dem kulturhistorischen und ideologischen Hintergrund und durch architekturgeschichtliche Bezüge wird eine reichverzierte Hülle zum Denkmal, einem Stück Kultur.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gilt die Schweiz für die zeitgenössischen Vertreter der europäischen, gebildeten Oberschicht als Land der Alpen und der «glücklichen Hirten».

Albrecht von Haller hat die Alpen befreit von ihrem Ruf, unheimlich, gefährlich und von Geistern besetzt zu sein, und sie als einmaliges Naturwunder beschrieben. Von wagemutigen, vorab der adligen Oberschicht angehörenden Reisenden werden die Berglandschaften für die vornehme Gesellschaft entdeckt, erforscht und gleichzeitig idealisiert. Auch die Bewohner der Alpen, Bauern und Hirten, rücken in den Blickkreis der Städter. Man glaubt, in den Einheimischen die von Jean-Jacques Rousseau beschriebenen, unverdorbenen und von allen Lasten der Zivilisation verschonten Naturkinder zu entdecken. Ein noch nie dagewesenes Interesse an ländlicher Architektur erwacht und wird durch den aufkommenden Tourismus, zusammen mit dem stark romantisierten Bild der glücklichen, freien, natürlich lebenden Bergbevölkerung, in ganz Europa verbreitet. Als ein Ergebnis davon tauchen, vorerst in gezeichneter Form, Modelle von sogenannten «Schweizerhäuschen» auf. Anfänglich werden klassizistischen Baukörpern, meist mit Satteldach, die romantischen Elemente des Bauernhauses appliziert: Friese, Konsolen und Aussägeformen an Balkonen und Türen, Dachrändern und Lukarnen. Bereits in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts hat sich der schweizerische Holzstil konsolidiert und im Hotel Dolder, erbaut von Jacques Gross, einen repräsentativen Vertreter gefunden. Sprechenderweise wird auch an der Weltausstellung 1868 in Paris ein Schweizerhäuschen aufgestellt: eine eher mutige denn anmutige Mischung zwischen schweizerischem Bauernhaus und griechischem Tempel, die ganze Pracht wohlverziert mit der charakteristischen «Laubsägeliorneamentik».

Zwei Aspekte sind jedoch bemerkenswert am Stil des Schweizerhäuschens. Zum einen existierte in der Schweiz bislang kein nationaler, einheitlicher Baustil. Das Schweizerhäuschen wird zum Träger der ersten



1873, Ausführungsplan Hochparterre (Ba AB).

Stilrichtung, die sich als typisch schweizerisch versteht und zum Ausdruck eines wachsenden Gefühls der nationalen Einheit wird. Zum andern ist es bisher einmalig in der Architekturgeschichte, dass dem bürgerlich-städtischen Bauen eine bäuerlich-ländliche Wohn- bzw. Bauform zugrunde liegt. Während in den Jahrhunderten davor die städtischen Vorbilder aufs Land transferiert wurden, so läuft in diesem Fall der Transfer in die umgekehrte Richtung: das Schweizerhäuschen ist nichts anderes als die von der Oberschicht zurechtgebogene Vorstellung eines «Bauernhauses». Die Bauernromantik – und somit auch das Bauernhaus – sind salonfähig geworden.

Johannes Schafroth, der das Chalet in den 70er Jahren des vorherigen Jahrhunderts in Burgdorf bauen lässt, kann – wenn man die in der Provinz übliche Verzögerung berücksichtigt – als Pionier bezeichnet werden. Während seine Zeitgenossen, welche etwas auf sich halten,

ihre herrschaftlichen Villen als Sandsteinbauten in historischen – vornehmlich klassizistischen – Stilrichtungen erbauen, beauftragt Johannes Schafroth den Architekten Robert Roller, eine Villa in Form eines Chalets zu entwerfen.

Es ist nicht nur das einzige Werk Rollers im Chaletstil – trotz seiner Vertrautheit mit dem Holzbau –, sondern ist auch das erste in Burgdorf überhaupt. Obwohl und gerade weil Chalets ab 1900 serienmässig hergestellt werden und dadurch grösste Verbreitung finden, ist die Villa des Fabrikanten Schafroth exemplarisch.

Zeit- und standesgemäss müssen sowohl Innenausbau wie Fassadengestaltung repräsentativ sein; d. h. das Haus ist ein Schauobjekt, weniger ein Nutzobjekt. Seine Aufgabe ist es, den Wohlstand des Besitzers zu demonstrieren. Zurschaustellung von Reichtum hat im 19. Jahrhundert wenig Anrühiges, denn Vermögen ist gottgewollt und kaum in Frage gestellt. Hier wird nun aber neben der üblichen Repräsentationspflicht auch die Orientierung an der «ländlichen Echtheit» deutlich. Der Wohlstand des Besitzers manifestiert sich hier – im Gegensatz zur zeitgenössisch-städtischen Prunkentfaltung durch Materialfülle und Kaschierung – in der äusserst sorgfältigen handwerklichen Verarbeitung und in der Verwendung weniger, aber echter Materialien.

Das Chalet ist als reiner Blockbau auf steinernem Sockel konzipiert, im Innern jedoch entsprechen Treppenhaus und repräsentative Raumfolgen einer Villa. Das Haus ist mit erlesenen Parkettböden ausgelegt, in jedem Zimmer finden wir andere Muster und Holzarten. Die von der Fabrikantenfamilie gemeinsam genutzten Räume wie Esszimmer und Boudoir sind mit besonders schönem Täfer ausgestattet. Ein Marmorcheminée und ein Tambourofen verbreiten Eleganz. Die zahlreichen Zimmer der oberen Geschosse sind grosszügig angelegt und bieten der Familie und deren Hausangestellten ausreichend Platz. Zusammenfassend kann man sagen, dass die Herrschaftsvilla zwar in Anlehnung an eine bäuerliche Idylle konzipiert wurde – darin liegt auch die Begründung zur Aufnahme ins Freilichtmuseum Ballenberg, welches sich ansonsten auf ländliche Bauformen beschränkt –, dass dabei aber die weniger romantischen Aspekte des bäuerlichen Wohnens tunlichst vermieden worden sind. Dekorationen, die hölzerne Blockkonstruktion und eine die ländliche Umgebung nachempfindende Parkanlage sind letztlich die einzigen Nähen zum Bauernhaus.

Die Kehrseite der Idylle

Als Fabrikantenfamilie stehen die Schafroth auf den oberen Stufen der sozialen Leiter. Dieser Gruppe der «Neuen Reichen», also der Bankiers, Fabrikanten und Unternehmer, steht im 19. Jahrhundert eine zunehmend grösser werdende Schicht Bedürftiger gegenüber.

Wenn die Villa im westlichen Teil des damaligen Fabrikareals *eine* mögliche Realität des 19. Jahrhunderts darstellt, so stehen dieser im östlichen Teil des Areals die Manifestationen einer anderen Realität gegenüber: die – offensichtlich nicht als Denk-Male klassifizierten und somit längst verschwundenen – Arbeitersiedlungen. Beide Realitäten, diejenige der Fabrikantenfamilie und diejenige der Arbeiterschaft, gehören zusammen und sind direkt verknüpft miteinander.

Das 19. Jahrhundert beginnt mit einer enormen Bevölkerungsexplosion. Von 1798 bis 1850 hat sich die schweizerische Bevölkerung um 42% vermehrt. Der weitaus grösste Teil der Schweizer ist immer noch in der Landwirtschaft tätig. Trotz neuer Intensivierungsmethoden und zusätzlicher Heimarbeit bewirkt die Bevölkerungsexplosion auf dem Land u. a. eine Zerstückelung der Güter, eine weitere Verarmung der ländlichen Unterschicht und deren Abwanderung in die Städte. Durch die beginnende Industrialisierung entstehen zwar Arbeitsplätze, die Löhne allerdings, gedrückt durch einen Überschuss an Arbeitskräften, liegen unter dem Existenzminimum. Ein Arbeiter kann mit seinem Lohn keine Familie ernähren, folglich müssen die einzelnen Familienmitglieder – Frau und Kinder – ebenfalls beispielsweise in der Fabrik mitarbeiten. Dies erhöht zwar das Familieneinkommen und ermöglicht dadurch ein Überleben, vergrössert aber grundsätzlich den Arbeiterüberschuss, drückt nochmals die Löhne und artet regelrecht in eine Armutsspirale aus.

Die Städte, immer noch umgürtet von ihren mittelalterlichen Stadtmauern, platzen förmlich aus den Nähten: dem Bevölkerungsboom folgt ein Bauboom. Die Stadtmauern fallen, die Tore und Strassen werden verbreitert, mittelalterliche Holzhäuser werden eliminiert. Neue Verkehrsmittel, neue Hygienevorstellungen und der modische Trend nach Luft und Licht bestimmen die Baumassnahmen. Die reichen Leute verlassen die als altertümlich, eng und dunkel verschrienen Städte und bauen ihre Villen ausserhalb.

Seit 1991 ist nun das wunderschöne Chalet Schafroth aus Burgdorf als ein Werk des 19. Jahrhunderts auf dem Ballenberg zu sehen. Die weniger glanzvollen Seiten dieses Jahrhunderts werden an diesem Haus nicht ablesbar sein, weshalb sie hier wenigstens erwähnt zu werden verdienen.

Dieser Artikel stützt sich weitgehend auf Unterlagen, die von Brigitta Strub und Dr. Jürg Schweizer grosszügig zur Verfügung gestellt worden sind. Den beiden sei dafür recht herzlich gedankt.

Den Unterlagen von Dr. Jürg Schweizer, dem für das Chalet Schafroth zuständigen Denkmalpfleger des Kantons Bern, konnten die wesentlichen kunst- und architekturgeschichtlichen Informationen und Bezüge entnommen werden.

Die um 1910/20 entstandenen Photographien des Anwesens befinden sich bei einem Familienmitglied in Zürich, dem für die Erlaubnis der Veröffentlichung gedankt sei.

Johannes Schafroth (11.9.1823–20.4.1893) ♂ Marie Lucille Favre (9.8.1838–5.6.1899)

– Maria Martha (3. 5. 1874–2. 4. 1922)

– Max Friedrich (30.8.1870–22.7.1931) Ⓞ Anna Lüdi (14.9.1873–24.5.1949)

